

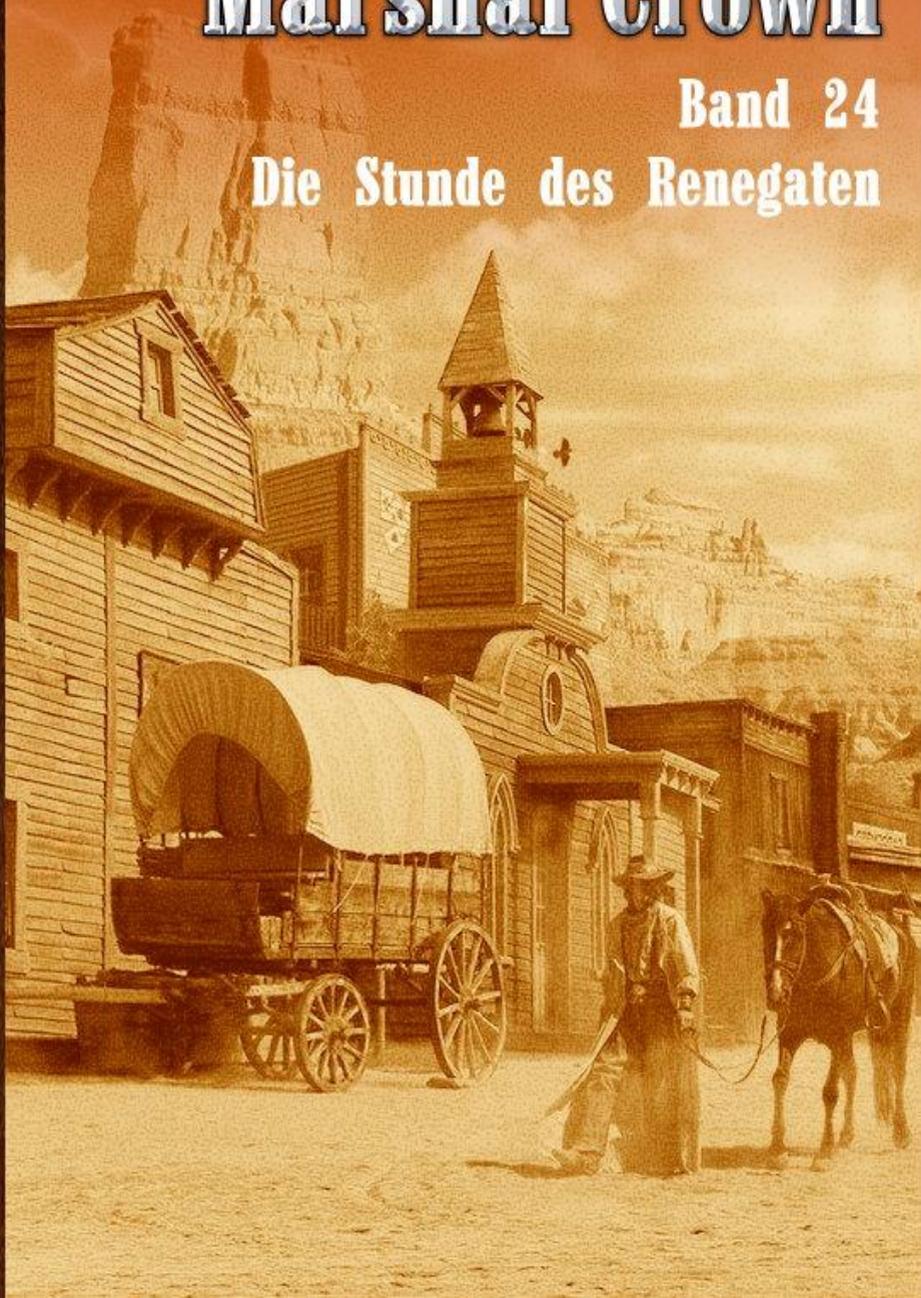


C. C. Slatterman

# Marshal Crown

Band 24

Die Stunde des Renegaten



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

Die Stunde des Renegaten

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Die Stunde des Renegaten

Die Nacht hatte sich wie ein schwarzes Tuch über das Land am Canadian River gelegt.

Tiefe Stille lastete über dem Fluss und die einzigen Geräusche, die noch durch die Dunkelheit drangen, waren das Rauschen und Gurgeln des Wassers und das Rascheln des Ufergebüsches.

Aber nicht lange!

Kaum stand der Mond einer silbernen Scheibe gleich am tintenschwarzen Himmel, als etwas mit brachialer Gewalt durch das Unterholz brach.

Blätter raschelten, Zweige splitterten, Büsche wurden entwurzelt. Erdklumpen flogen durch die Luft.

Mit einem dumpfen Röhren betrat ein alter Büffelbulle die Szenerie.

Dabei hob er immer wieder die schweren Schultern, schüttelte den Schädel und witterte kampflustig in die Dunkelheit hinein.

Er war nicht nur ein gewaltiges Tier, sondern mit seinem tonnenschweren Körper, den stämmigen Beinen und den Hornspitzen, die mehr als sieben Fuß auseinanderragten, ein fürchterlicher Gegner, der sich von nichts und niemandem aufhalten ließ.

Von der Herde verstoßen war er zum Einzelgänger geworden, zum Renegaten, der in blinder Wut über sein Schicksal alles angriff, was seinen Weg kreuzte.

Doch selbst ein Koloss wie er musste sich der Gewalt der Natur beugen.

Die Hitze zwang auch ihn aus seinem Versteck.

Die Gier nach Wasser hatte ihn fast rasend gemacht und

trieb ihn voran.

Er beruhigte sich erst wieder, als er sein Maul in die schlammbraunen Fluten des Canadian Rivers tauchte. Obwohl ihm der Durst beinahe seine Beherrschung nahm, ließ ihn sein Instinkt immer wieder den Kopf heben.

Ständig wanderte sein Blick umher, selbst während er soff.

Einmal, zweimal, zehnmal, bis er urplötzlich zusammenzuckte.

Irgendetwas bewegte sich vor ihm im dichten Ufergebüsch.

Schemenhafte Gestalten, die ständig hin und her huschten und ihm dabei immer näher kamen.

Wölfe!

Die Hitze hatte auch vor ihnen nicht haltgemacht und sie auf der Suche nach Wasser hierher an den Fluss geführt. Trotzdem soff der Büffel so lange weiter, bis er seinen Durst gestillt hatte. Dann trotte er die Uferböschung hoch, als sei nichts geschehen. Dabei schenkte er den Wölfen keinen Blick, ganz so, als würde ihm von ihnen aus keinerlei Gefahr drohen.

Aber er hatte nicht mit dem quälenden Hunger des Rudels gerechnet.

Die Hitze hatte ihre natürliche Beute in den kühleren Norden getrieben und die Rinder der umliegenden Ranches waren durch Zäune und Reiter kaum zu erreichen. Daher kam ihnen der Bulle gerade recht. Das gewaltige Tier versprach Nahrung für viele Tage.

Oben auf der Böschung angelangt, waren dem Bullen zwei der grauen Räuber bereits dicht auf den Fersen. Einer von ihnen entblößte seinen Fang und schnappte vorwitzig

nach den Fesseln des Bullen. Mit einem soliden Schlag seiner Hinterbeine schleuderte ihn der Büffel die Böschung hinunter, wo er mit gebrochenen Rippen zwischen den Büschen zu liegen kam.

Sein schmerzvolles Jaulen hallte weit durch die Nacht. Der andere machte sofort kehrt und rannte zu seinen Gefährten zurück.

Der Büffel indes trottete weiter, als wäre nichts geschehen.

Der Mond stieg am Himmel immer höher und badete das Land in blasses Licht.

Das Wolfsrudel folgte ihm mit weit aufgerissenen Schnauzen, aber in sicherer Entfernung.

Der Bulle kümmerte sich nicht darum, sondern steuerte einen einzeln in der Gegend stehenden Palo Verde-Baum an und rieb sich ausgiebig an dessen hartem Stamm. Danach suhlte er sich solange am Boden, bis sein ganzes Fell mit Staub durchsetzt war.

Inzwischen waren die Wölfe bis auf dreißig Yard wieder heran und begannen ihn knurrend zu umkreisen. Plötzlich machte das vorderste Tier einen Satz und flog förmlich auf ihn zu.

Seine Zähne bohrten sich in die Flanke des Büffels und das Knurren, das tief aus seiner Kehle kam, war so Furcht einflößend, dass jedes andere Lebewesen vor Schreck erstarrt wäre.

Aber nicht der alte Büffel.

Wutschnaubend fuhr er herum, nahm den Angreifer auf die Hörner und zertrümmerte ihm den Brustkorb. Dann rannte er direkt zwischen die anderen Wölfe. Wahnsinnig vor Wut und Schmerzen schwang er sein hörnerbewehrtes

Haupt hin und her, zertrümmerte Schädel, zerbrach Knochen und schlitzte Leiber auf, bis von dem Rudel nur noch ein Wolf am Leben war, der jaulend die Flucht ergriff.

\*\*\*

Steve Miller verzog stöhnend das Gesicht, als er auf der staubigen Südweide der Swinging Diamond Ranch aus dem Sattel glitt. Er schlang die Zügel seines Pferdes um einen sonnenverbrannten Mesquitebusch und sah sich nachdenklich um.

Obwohl er eigentlich in einem Alter war, in dem ihm selbst ein zwölfstündiger Arbeitstag nichts ausmachen sollte, fühlte er sich bereits erschöpft und regelrecht zerschlagen, und das, obwohl es noch nicht einmal Mittag war.

Aber das war auch kein Wunder.

Die mörderische Hitze zwang selbst einen ausgewachsenen Büffelbullen in die Knie. Die Sonne stand seit Tagen bereits im Morgengrauen wie eine grelle, weiße Scheibe am Himmel und schleuderte ihre Glut bis in die Abendstunden hinein mit unbarmherziger Gewalt auf das Land.

Das ganze County glich inzwischen einer einzigen trostlosen Staubwolke.

Miller nahm den breitkrepfigen Texashut ab, wischte sich mit dem Halstuch den Schweiß von der Stirn und aus dem Nacken und setzte den Hut wieder auf.

Sein Blick schweifte am Sweetwater Creek entlang, der parallel zum Zaun der Südweide verlief, über verkrüppelte Kakteen hinweg bis hin zu der blattlosen, von der Sonne verbrannten Buschgruppe, die sich dort am Ufer duckte.

Das Bett des Creeks, das breit genug war, um im Frühjahr

die strömenden Wassermassen der Schneeschmelze in den Cap Rocks aufzunehmen, beherbergte inzwischen nur noch ein jämmerliches, träge dahinfließendes Rinnsal, in dem sogar ein Kind Mühe hatte, sich mehr als nur die Fußsohlen nass zu machen.

Es war seit der großen Dürre anno 1863 der heißeste und trockenste Mai, den Steve je erlebt hatte. Die Älteren im Land behaupteten sogar, dass die Hitze inzwischen bereits so groß war, dass die Kartoffeln in der Erde gar gekocht wurden und die Farmer auf den Feldern gar nicht mehr zum Essen nach Hause gehen brauchten, wenn sie nur etwas Salz in der Tasche hatten. Aber die Hitze war nicht der Hauptgrund, warum er und Bob Walker, sein Sattelpartner, den kühlen Schatten des Mannschaftshauses ihrer Ranch gegen die Gluthölle der Südweide eintauschen mussten.

Seit Wochen schon verlor die Swinging Diamond ständig Rinder durch ein Raubtier.

Miller blickte sich erneut um.

Walker war noch nicht zu sehen. Der alte Cowboy, der schon auf der Ranch arbeitete, seit er denken konnte, hatte ihn vorausgeschickt, weil sich sein Pferd ein Steinchen unter dem Hufeisen eingeklemmt hatte.

An sich keine große Sache, aber wenn man den Plagegeist nicht entfernte, konnte es schnell passieren, dass einem das Pferd zu lahmen anfing.

Ursprünglich wollte Miller deshalb langsam am Zaun entlang reiten, damit ihn Walker wieder einholen konnte. Aber inzwischen hatte er vor ihm auf der kiesbedeckten Uferböschung des Sweetwater Creeks etwas im Gebüsch entdeckt. Vermutlich wieder ein bereits totes oder sterbendes Stück Vieh, von denen sie seit Anfang des Monats bei

der Kontrolle der Weiden schon zahlreiche entdeckt hatten.

Auch wenn das Tier dort bereits tot war, hoffte Steve, wenigstens einige brauchbare Spuren zu entdecken. Darum beeilte er sich, trotz der Hitze so schnell wie möglich zu dem Gebüsch hinüber zu laufen. Er war zwar wie alle anderen Weidereiter auch kein Freund von einem längeren Fußweg, aber die messerscharfen Dornen des Mesquitegebüschs ließen es nicht zu, dass er sich ihm zu Pferde näherte, es sei denn, er riskierte eine Verletzung seines Reittiers.

Also machte er notgedrungen etwas, das dem Wesen eines Cowboys von Grund an widersprach: Er ging zu Fuß.

Dabei bedauerte er, dass Walker nicht da war, obwohl ihm sein ständiges Gerede von den alten Zeiten, in denen anscheinend alles so viel besser war, gehörig auf den Senkel ging.

Aber der Gedanke zu wissen, dass ihm der Alte mit seinem Gewehr den Rücken deckte, hätte seine Abneigung gegen Walkers sich ständig wiederholende Phrasen bei Weitem überwogen.

Es war schließlich gut möglich, dass das Raubtier noch in der Nähe war. Bisher wusste zwar niemand, was genau es war, das inzwischen ein Dutzend Rinder getötet und regelrecht in den Boden gestampft hatte, aber es musste gefährlich sein. Ziemlich gefährlich, wenn es sogar in der Lage war, ausgewachsene Longhorns zu zerfetzen.

In der Sonnenglut des Vormittags flimmerte die Luft und Steve glaubte zu verglühen, während er auf das regungslose Rind zuing.

Es lag nur noch wenige Yards von ihm entfernt im Schatten eines fast mannshohen Busches, dessen Stamm so dick wie sein Oberarm war. *Zur Hölle*, dachte Miller noch, *hoff-*

*fentlich reiße ich mir an den Dornen nicht die Haut auf.*

Im gleichen Moment verharrte er abrupt.

Das, was da vor ihm im Ufergebüsch lag, war keine Kuh oder ein Kalb, sondern ein Mensch! Ein verletzter Mensch, der womöglich gar nicht mehr lebte, jedenfalls hatte er sich nicht bewegt oder gestöhnt, seit ihn Steve entdeckt hatte.

Er lag auf dem Bauch.

Als er näher kam, wurde ihm klar, warum er zuerst an ein Kalb gedacht hatte.

Dunkles, schwarzes Haar, tief gebräunte Haut, dazu eine ockerfarbene Leinenhose und eine ärmellose Kalbfellweste ... Von Weitem erinnerte der Mann durch diese Farben tatsächlich an ein Rind.

Das war bestimmt einer von den Indianern oder ein Halbblut, die man hier im County immer öfter antraf, seitdem mit den Comanchen und Kiowa-Apachen Frieden herrschte, dachte sich Miller. Dann zwängte er sich durch das Ufergebüsch, dessen weit ausladende Zweige so eng miteinander verflochten waren, dass er Mühe hatte vorwärtszukommen, ohne sich an den harten Dornen zu verletzen. Es kostete ihn eine Menge Zeit, zu dem Mann vorzudringen, um ihm zu helfen, sofern das überhaupt noch möglich war.

Der Kerl zeigte immer noch kein Lebenszeichen.

Sein ganzer Kopf war voller Blut.

Bei näherem Hinsehen erkannte Steve, dass die Platzwunde an der Schläfe nicht die Ursache für die Bewusstlosigkeit sein konnte. Er wusste aus Erfahrung, dass gerade an dieser Stelle selbst kleinste Verletzungen relativ stark bluteten, deshalb sah der Mann auch so schlimm aus. Aber das Blut, das sein Gesicht bedeckte oder jedenfalls das, was man davon sah, war bereits getrocknet, und als er seinen Puls fühl-

te, erkannte er, dass er noch lebte.

*Vielleicht war der Mann ja gestürzt, durchzuckte es ihn.*

Doch nach einem Blick in die nähere Umgebung verwarf Miller den Gedanken so schnell, wie er ihm in den Sinn gekommen war. Das dicht stehende Buschwerk machte ein rasches Vorankommen unmöglich und es war relativ unwahrscheinlich, dass ein Mann von seiner körperlichen Statur aus dem Stand heraus derart heftig zu Boden knallen und in eine solch tiefe Bewusstlosigkeit fallen konnte.

Nachdem er den Mann auf die Seite gedreht hatte, sah er den wirklichen Grund.

Der ganze Oberkörper war eine einzige, schwärende Wunde.

Das Hemd war zerfetzt und überall war Blut.

Miller war kein Arzt, aber so, wie der Mann zugerichtet war, hatten ihm der oder die Täter, die ihm das angetan hatten, sicherlich auch einige Rippen gebrochen.

\*\*\*

»Was machst du denn da?«

Die Stimme, die Steve so jäh aus seinen Gedanken riss, gehörte niemand anderem als Bob Walker. Er stand etwa einhundert Yard hinter ihm, genau neben dem Busch, an dem er sein Pferd angeleint hatte. Der alte Cowboy hatte die Hände in die Hüften gestemmt und starrte neugierig zu ihm herüber.

»Wenn du dem Kalb helfen willst, nimmst du am besten dein Gewehr und erlöst das Tier von seinem Elend. Ist zwar schade um das Vieh, aber glaube mir, es ist besser so.«

»Das habe ich zuerst auch gedacht, aber es ist kein Kalb«, entgegnete Steve. »Es ist ein Mann und er ist ziemlich schwer verletzt.«

»Hölle!«, fluchte Walker und stiefelte los. »Warte, ich komm rüber und helfe dir.«

Das Fluchen des alten Cowboys wurde immer lauter, je tiefer er in das Ufergebüsch eindrang, und verstummte erst, als er neben Steve vor dem Verletzten in die Knie ging.

»Mein Gott, der blutet ja wie ein Schwein. Wir müssen ihn unbedingt in die Stadt zum Arzt bringen.«

»Das weiß ich selber«, erwiderte Miller ungewohnt harsch. Es war ihm deutlich anzumerken, dass ihn die Situation überforderte.

Der Cowboy drehte sich um und deutete beinahe anklagend auf das dichte Gebüsch.

»Aber wie sollen wir ihn hier heil herausbringen, wenn er nicht selber laufen kann? Diese verdammten Mesquitedornen sind so hart, dass sie selbst Stiefelsohlen durchdringen. Wenn wir ihn tragen, zerschneiden wir uns alle die Haut.«

Frustriert musterte er die umliegenden Büsche, deren fingerlange Dornen ihn höhnisch anzugrinsen schienen.

Irgendetwas musste ihnen einfallen, schließlich ging es um ein Menschenleben.

Aber zum Glück wusste Walker Rat.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog der alte Cowboy sein schweres Bowieknife aus der Scheide und fertigte mit der fast 15 Inch langen Klinge aus den Zweigen der Mesquitebüsche, den Schlingpflanzen, die hier überall in der kiesbedeckten Uferböschung wucherten, und aus zurechtgeschnittenen Lassostücken eine behelfsmäßige Trage.

Angesichts der kurzen Zeitspanne, die er dafür benötigte,

machte Walker das anscheinend nicht zum ersten Mal.

Sie mussten mehrmals anhalten und den Verletzten mit ihren Pferdedecken vor den messerscharfen Dornen schützen, bis sie ihn endlich aus dem Buschwerk herausgezogen hatten. Danach fühlte sich nicht nur Steve einem Zusammenbruch nahe.

Die beiden Cowboys waren völlig durchgeschwitzt und erledigt.

»Hier!«, sagte Walker und reichte seinem Sattelpartner die Wasserflasche.

Miller nickte dankend, nahm die fellüberzogene Flasche in die Hand und setzte die Öffnung an seine aufgesprungenen Lippen. Dann, nachdem er von dem metallisch schmeckenden Wasser getrunken hatte, machte er aus einer Eingebung heraus sein Halstuch nass. Nachdem er Walker die Flasche zurückgegeben hatte, beugte er sich vor und versuchte mit dem feuchten Tuch das viele Blut aus dem Gesicht des Bewusstlosen zu entfernen. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis der Verletzte wieder einigermaßen menschlich aussah. Er zuckte ob der Behandlung zwar zusammen, stöhnte, kam aber dennoch nicht wieder zu sich. Dafür stieß Walker plötzlich einen lästerlichen Fluch aus.

»Ach du gottverdammte Scheiße! Der hat mir gerade noch in meiner Sammlung gefehlt! Wenn ich gewusst hätte, wer das ist, hätte ich dir nicht geholfen.«

Irritiert hob Steve den Kopf. »Kennst du ihn?«

»Natürlich, Kiowa-Jones ist in diesem Land so bekannt wie ein Pferd mit sechs Beinen.«

»Wer zum Teufel ist Kiowa-Jones?«

Walker verzog das Gesicht, als hätte er den Mund voller Maden.

»Sag bloß, du kennst ihn nicht? Überall, wo der auftaucht, gibt es Ärger. Der Kerl ist ein gottverdammter Renegat!«

\*\*\*

Zur gleichen Zeit, etwa zwanzig Meilen weiter östlich, dort, wo der Sweetwater Creek in den Canadian River übergang, trieb Jack Hartley mit lauten Zurufen ein halbes Dutzend Kühe zusammen mit Moses, den in die Jahre gekommenen Zuchtbullen der elterlichen Ranch, zum Fluss. Trotz der mörderischen Hitze schien ihm diese Arbeit viel Spaß zu bereiten.

Immer wieder beugte er sich im Sattel seines Pferdes vor und ließ sein zusammengerolltes Lasso über den Rücken der Tiere tanzen, die sich seiner Meinung nach viel zu gemächlich bewegten.

»Vorwärts, ihr verdammten Viecher, beeilt euch gefälligst! Wenn wir nicht bald unten am Fluss sind, bekommen wir alle noch einen Sonnenstich.«

Der alte Bulle hob den Kopf, schnaubte, als hätte er ihn verstanden, und wurde tatsächlich schneller. Jack, der keine Ahnung davon hatte, dass es nicht sein Lasso, sondern der Geruch des nahen Wassers war, der die Tiere antrieb, nickte zufrieden und begann ein lustiges Lied zu pfeifen.

Dieser Tag war so richtig nach seinem Geschmack.

Heute hatte sein Vater nämlich ihn dazu bestimmt, das Vieh zum Fluss zu treiben. Dort sollten die Rinder unter seiner Aufsicht weiden, da sie in der unmittelbaren Umgebung der Ranch sämtliche Gräser und Sträucher schneller abgefressen hatten, als diese in der glühenden Hitze nachwachsen konnten.

Jack grinste über alle vier Backen.

Während er also im Schatten eines Palo Verde-Baumes am Flussufer liegen würde und mit einem Auge nach dem Vieh sah, mussten seine beiden Brüder zusammen mit den Eltern die Felder pflügen, Holz hacken und die Ställe ausbessern. Allein bei dem Gedanken, dass er die Füße ins Wasser stecken und mit einer Angelschnur Katzenfische fangen konnte, während sich die anderen den Rücken krumm schindeten, um den von der Sonne hart gebackenen Boden zu pflügen, stahl sich ein schadenfrohes Grinsen in sein Gesicht.

Nachdem er die kleine Herde an eine seichte Stelle am Fluss getrieben hatte, wo sie gefahrlos saufen und fressen konnte, lenkte er sein Pferd auf einen nahen Palo Verde-Baum, schlang die Zügel um den Stamm und machte es sich im Schatten der weit ausladenden Äste auf dem Boden bequem.

Jack verschränkte die Arme hinter dem Kopf, lehnte sich an den Baum und beobachtete gelangweilt das Treiben der Rinder.

Es dauerte nicht lange, bis die Hitze und die Nichtstuerei ihren Tribut forderten und Hartley in immer kürzer werdenden Abständen die Augen zufielen. Irgendwann, nachdem ihm das Kinn bereits zum dritten Mal auf die Brust gefallen war und er sich beim Schnarchen ertappte, sprang Jack auf und schüttelte sich.

So verlockend es auch war, er durfte auf keinen Fall einschlafen. Sein Vater hatte ihm das Schicksal der Herde in die Hände gelegt und diese Rinder waren der Garant für das Auskommen der Familie.

Jack beschloss, die Müdigkeit mit einem ausgiebigen Bad

im Fluss zu vertreiben.

Er war gerade dabei das Hemd auszuziehen, als er unvermittelt verharrte.

Nachdenklich drehte er den Kopf und blickte sich misstrauisch um.

Irgendetwas war hier nicht in Ordnung.

Absolut nicht in Ordnung!

Die Stille, die plötzlich über dem Land lag, war absolut unnatürlich.

Das Zwitschern der Vögel war ebenso verstummt wie das Zirpen der Zikaden, die es hier in Schwärmen am Fluss gab. Nirgendwo war ein Kojote zu hören oder der schrille Ruf eines Raubvogels, der am Himmel seine Kreise zog und das Land nach Beute absuchte. Selbst der ständig von den Cap Rocks kommende Wind hatte aufgehört zu wehen. Es schien, als hielte die Natur den Atem an. Inzwischen wurde auch die kleine Herde der Hartleys von einer seltsamen Unruhe erfasst.

Moses, der alte Zuchtbulle, trieb die Kühe mit einem nervösen Röhren die Uferböschung hinauf. Jack, der mit weit aufgerissenen Augen beobachtete, wie der betagte Stier dabei die Ohren stellte und immer wieder mit den Hufen scharrte, wandte sich augenblicklich seinem Pferd zu. Er löste die Zügel vom Baum und war gerade dabei, das Gewehr aus dem Scabbard zu ziehen, als der Braune plötzlich steilte und mit einem schrillen Wiehern das Weite suchte.

Ungläubig starrte der junge Ranchersohn dem Pferd hinterher, das wie von Sinnen mitsamt Wasserflasche, dem Gewehr und seinem Sattel davongaloppierte.

Im selben Moment ertönte seitlich von ihm ein urgewaltiges, gutturales Brüllen.

Jack drehte langsam den Kopf.

Unvermittelt richteten sich seine Nackenhärchen steil auf. Er hatte plötzlich das Gefühl, als ob sich eine eiskalte Hand auf seinen Rücken legte.

Das, was sich da von den Hügeln aus zu ihm an den Fluss hinunter bewegte, war einfach unglaublich.

Ein riesenhafter Büffelbulle mit dunkelbraunem, langem, zotteligem Fell stapfte wie eine Urgewalt auf ihn zu. Das Tier war fast so groß wie ein Haus.

Seine Hornspitzen ragten mehr als sieben Fuß auseinander. Dunkelgrünes Moos zog sich über seine gewaltige Stirn, über die Hörner und über den ganzen Rücken bis hin zum Schwanz.

Immer wieder hob das Tier den Schädel, witterte und schnaubte kampflustig, während es scheinbar unaufhaltsam auf den Fluss zustampfte. Obwohl Jack mit seinen vierzehn Jahren noch ein relativ junger Bursche war, machte er nicht den Fehler, in Panik zu verfallen. Dazu hatte ihn das Leben in der Wildnis von Texas zu sehr geformt.

Deshalb bedurfte es nur einen kurzen Blick, um die einzige Möglichkeit zu erkennen, den stampfenden Hufen des wilden Büffels zu entkommen.

Davonlaufen konnte er nicht, der Bulle hätte ihn sicherlich nach fünfzig Yards eingeholt. Einen Baum oder einen Felsen, auf den er klettern konnte, gab es in der sonnenverbrannten Flussebene auch nicht, also waren die Fluten des Canadians seine einzige Chance, zumal er auch ein guter Schwimmer war.

Es wurde dennoch eine haarscharfe Sache.

Jack Hartley war noch nicht einmal bis zu den Hüften im Wasser, als der Büffel das Ufer erreicht hatte und wütend

ob dem Entkommen seiner Beute den Boden mit den Hörnern aufwühlte. Sein Brüllen hallte wie Donnerrollen am Fluss entlang.

Obwohl die Hitze der vergangenen Tage und Wochen das Wasser des Canadians fast handwarm hatte werden lassen, überzog den Ranchersohn dennoch eine Gänsehaut, während er sich mit kräftigen Schwimmbewegungen in der Flussmitte über Wasser hielt. Das Schauspiel, das sich hernach seinen Augen bot, sollte er sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Das wütende Brüllen des Bullen über die geglückte Flucht seines sicher geglaubten Opfers war kaum verstummt, als der urwelthafte Büffelriese die sechs Kühe wahrnahm, die in Begleitung von Moses den nahen Hügeln zustrebten. Normalerweise hätte ihn der Anblick der kleinen, gemächlich dahinziehenden Herde nicht interessiert, wäre nicht eines davon, das jüngste Tier, zufällig hoch in der Brunfthitze gestanden.

Ohne zu zögern setzte der Bulle der Herde nach.

Er hatte die hitzige Kuh kaum erreicht und begonnen, ihr das Fell zu lecken, als sich der alte Moses an seine Instinkte als Leitstier erinnerte. Mit einem gutturalen Drohlaut stapfte er auf den fremden Bullen zu.

Dieser, offensichtlich auf den Angriff vorbereitet, senkte den Schädel und sprang ihm mit erschreckender Gewalt entgegen. Der nachfolgende Zusammenprall war so heftig, dass Moses zum ersten Mal in seinem Leben zurückweichen musste. Fast eine Minute lang funkelten sich die beiden gewaltigen Tiere an.

Der zweite Angriff war von noch größerer Wucht.

Aber diesmal wurde Moses von der Kraft des anderen

zur Seite gestoßen, und noch bevor er reagieren konnte, stieß ihm sein Gegner die Hörner in den nun schutzlosen Bauch. Mit einem lang gezogenen Sterbensschrei fiel Moses zu Boden, während ihm die Gedärme aus der aufgeschlitzten Bauchdecke quollen.

Jack, der das alles mit angesehen hatte, begann trotz des warmen Wassers zu frieren.

Ihm war spätestens jetzt, nachdem er das Triumphgeheul des wilden Büffels vernommen hatte, klar, dass Moses nicht das letzte Opfer dieses Monstrums bleiben würde.

\*\*\*

Der große, dunkelhaarige Texaner, der an diesem Nachmittag die Main Street von Rath City überquerte, bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Pumas. Er trug eine maßgeschneiderte Hose aus bestem Tuch, ein blütenweißes Hemd mit Schnürsenkelkrawatte und eine dunkle Anzugjacke nach neuestem Schnitt. In dem breiten Büffelledergurt, der sich um seine Hüften wand, steckte ein fast fabrikneuer 45er Single Action Colt, dessen polierter Griff aus Walnussholz wie ein Geierschnabel aus dem Revolverholster ragte.

Mit seiner Kleidung und dem nicht zu übersehenden Bauchansatz wirkte er in den Augen eines Außenstehenden auf den ersten Blick wahrscheinlich wie ein Dandy oder Spieler, aber die Bewohner von Rath City wussten es besser.

Trotz seiner Vorliebe für vornehme Kleidung und gutes Essen gab es keinen härteren Mann als ihren Town Marshal.

Jim Crown bog auf seinem Rundgang gerade nach Wes-

ten in die Texas Street ab, als er einem Fuhrwerk ausweichen musste, das den Mercantile Store ansteuerte.

George Watson, der Kutscher des Farmwagens, zügelte das Gefährt, als er den Marshal erkannte, und hob die Linke zum Gruß.

»Hallo Marshal«, sagte der Farmer, während er Crown zuwinkte. »Lange nicht mehr gesehen. Ich soll Ihnen übrigens von meiner Frau einen Gruß an Ihre Zukünftige ausrichten. Seit sie an der Schule das Sagen hat, ist aus unserem nichtsnutzigen Bengel ein richtiger Streber geworden. Kathy würde sich freuen, wenn Sie beide mal wieder zu uns hinaus kommen würden.«

Crown lächelte. Obwohl er seinen Job als Marshal einer Rinderstadt schon oft verflucht hatte und er praktisch jeden Morgen nach dem Aufstehen bereits mit einem Bein im Grab stand, waren es genau Momente wie dieser, die ihn bekräftigten, weiter zu machen.

»Danke für die Einladung, George. Ich werde die Grüße an Linda weiterleiten.«

Der Farmer nickte. »Alles klar, aber jetzt muss ich weiter. Ich denke doch, dass man sich spätestens bei eurer Hochzeit wiedersieht.«

»Auf jeden Fall!«

Crown tippte mit dem Zeigefinger an den Rand seines breitkrempigen Texashutes, während er dem Farmer dabei zusah, wie er mit seinem Gespann auf den Store zusteuerte.

Kurz darauf setzte er seinen Rundgang fort. Dabei wechselte er von der Mainstreet auf die hölzernen Stepwalks über.

Er verspürte nicht die geringste Lust, sich überfahren zu lassen, denn mit der Kühle des Nachmittags pulsierte auch

das Leben wieder in der Stadt.

Aus allen Richtungen kamen Reiter in die Town.

Fuhrwerke rumpelten durch die Straßen und inzwischen wimmelte es überall vor Menschen. Crown passierte gerade den Eingang des Golden Nugget Saloons, als drei Cowboys aus dem Lokal torkelten. Einer von ihnen, ein dürrer Bursche, rempelte Jim dabei an, was ihm allerdings nicht gut bekam.

Selbst wenn er nicht betrunken gewesen wäre, hätte er gegen die stämmige Gestalt des Marshals nicht den Hauch einer Chance besessen.

Trotz seiner zweihundertzehn Pfund war Jim alles andere als dick. Bis auf den Bauchansatz war der Marshal ein mehr als sechs Fuß großes hartbeiniges Muskelpaket, das so leicht nichts aus den Stiefeln werfen konnte.

Im Gegensatz zu dem Cowboy, der so dürr wie eine Bohnenstange war. Ihn hatte der Aufprall gegen einen Vorbau balken geworfen, an dem er hinunterrutschte, bis er mit dem Hosenboden mitten auf dem Stepwalk saß.

»Ho... Holla Marshal«, lallte er. »Das war aber nicht schön. Dafür müssen Sie uns mindestens einen Drink spendieren.«

»Das mach ich, aber erst, wenn du wieder nüchtern bist.«

»Was soll das heißen? Willst du damit sagen, dass ich betrunken bin? Ho, aufpassen Marshal, sonst bekommen wir beide Ärger.«

Crown runzelte verärgert die Stirn. »Ich glaube, es ist besser, wenn ihr euren Freund jetzt nach Hause bringt, damit er seinen Rausch ausschlafen kann. Sonst könnte es sein, dass ihr Ärger bekommt.«

Einer der Cowboys hob abwehrend die Hände. »Sorry

Marshal, Jack hat es bestimmt nicht so gemeint.«

Inzwischen war der Betrunkene wieder mühsam auf die Beine gekommen.

»He!«, zischte er ärgerlich. »So einfach kommst du mir nicht davon, du verdammter Sternträger!«

Der Cowboy torkelte nach vorne und wollte sich auf den Marshal stürzen, als seine Kameraden dazwischen gingen und ihn zurückhielten. Sie hatten Crown angesehen, dass dieser kurz davor war, wütend zu werden.

Crown nahm die Hand vom Colt und lächelte zufrieden. »Ich sehe, wir haben uns verstanden. Tut mir leid, wenn ich euch den Abend verdorben habe, aber das habt ihr eurem Freund da zuzuschreiben. In seinem Zustand hätte er mir über kurz oder lang garantiert Ärger bereitet und das ist etwas, was ich im Moment überhaupt nicht gebrauchen kann. Durch die Hitze sind ohnehin schon alle am Durchdrehen. Also los, reitet nach Hause!«

Die Aussicht, den Rest des Abends statt in einem der Saloons im Bunkhouse der Ranch verbringen zu müssen, ließ die Cowboys murren. Aber sie kannten Crown gut genug, um zu wissen, wenn er es ernst meinte.

Der Marshal beobachtete die Männer, bis sie ihre Pferde bestiegen, die am Haltebalken vor dem Saloon angeleint waren, und drehte sich erst dann zufrieden ab, als sie langsam, in Richtung Stadtrand reitend, aus seinem Blickfeld verschwanden.

Er war gerade dabei, in eine Seitengasse einzutauchen, als ihn jemand von hinten anrief.

Crown wirbelte wie ein Pumaweibchen herum, dem man die Jungen wegnehmen wollte.

Seine Rechte legte sich auf den Griff seines Colts.

Erst dann erkannte er, wer ihn da angerufen hatte.

Ärgerlich schüttelte er den Kopf.

»Verdammt Doc, wie oft habe ich schon gesagt, dass man mich nicht von hinten anrufen soll? In meinem Job muss ich immer damit rechnen, dass irgendein Halunke hinter mir steht und wie du weißt, macht eine Kugel keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Also lass das in Zukunft, hörst du?«

Doc Murphy nickte verlegen.

»Okay«, sagte Crown und klopfte dem Arzt freundschaftlich auf die Schulter. »Und jetzt raus mit der Sprache, was gibt es denn so Wichtiges?«

Adam Murphy blickte einen Moment lang gehetzt um sich und antwortete erst, als er augenscheinlich sicher war, dass ihnen niemand zuhören konnte.

»Es ist wegen eines Patienten von mir«, flüsterte er geheimnisvoll. »Er ist ziemlich schwer verletzt, aber ich fürchte, es könnte trotzdem Ärger geben, wenn die Leute wissen, wer da in meiner Praxis liegt.«

»Wegen eines Verletzten?«, fragte Crown erstaunt.

Der Arzt nickte düster. »Der Mann ist nicht irgendein Verletzter, es ist Kiowa-Jones!«

»Na und?«

Der Blick, mit dem Doc Murphy den Marshal anschließend bedachte, wirkte ganz so, als ob der Arzt an seinem Geisteszustand zweifelte.

\*\*\*

»Ich weiß gar nicht, warum sich hier jeder so anstellt!«, sagte Crown, während er auf den Mann deutete, der in der

Praxis von Doc Murphy bewusstlos auf einer Bahre lag. »So, wie es aussieht, scheint Jones doch ein ganz friedlicher Zeitgenosse zu sein.«

»Logisch«, konterte der Arzt unwirsch. »Wenn man mir meinen Brustkorb so zertrümmert hätte, könnte auch ich keiner Fliege etwas zuleide tun. Aber dieser Zustand wird sich spätestens dann wieder ändern, wenn er aufstehen kann. Es hat bis jetzt jedes Mal Ärger gegeben, wenn er in die Stadt gekommen ist.«

»Warum eigentlich? Soviel ich weiß, ist er doch noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten.«

»Mag sein, aber es gibt im Zusammenleben innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft noch andere Regeln außer dem Gesetzbuch, Marshal. Anstand und Moral zum Beispiel, und davon besitzt der Kerl soviel wie eine Frau Haare auf der Brust hat. Wo er geht und steht, eckt er an. Ob bei den Indianern, die ihm in der Zwischenzeit sogar nahegelegt haben, ihr Dorf nicht mehr zu betreten, oder hier in der Stadt. Er erkennt nichts und niemanden an und lässt nur seine Meinung über gewisse Dinge gelten. Der Kerl ist ein richtiger Quertreiber, ein Renegat, wenn du weißt, was ich meine.«

»Und was ist so seine Meinung über diese Dinge?«, wollte Crown wissen.

»Er stellt die Bibel infrage, das allein ist schon Blasphemie«, entrüstete sich der Arzt. »Dann verbreitet er die Lehren von diesem Darwin. Du weißt schon, dieser verrückte Engländer, der behauptet, der Mensch stamme vom Affen ab.«

Verwundert betrachtete der Marshal den Bewusstlosen erneut. »Er?«, fragte Crown und zeigte erstaunt auf Jones.

»Verdammt Adam, das ist ein Halbblut und ich glaube kaum ...«

»Ich weiß, dass er ein Halbblut ist«, unterbrach ihn der Arzt. »Aber er ist kein gewöhnliches Halbblut.«

»Wie darf ich das jetzt verstehen?«

»Der Kerl ist blitzgescheit. Mit seinem Wissen könnte er locker die ganze Stadt in die Tasche stecken. Aber was macht er stattdessen? Er macht dauernd Ärger und legt sich mit jedem an, der ihm über den Weg läuft.«

»Das musst du mir jetzt doch genauer erklären.«

»Kein Problem, aber nicht hier am Krankenlager«, erwiderte der Arzt und zerrte Crown aus dem Raum. »Lass uns rüber in mein Arbeitszimmer gehen. Jones braucht absolute Ruhe. Ich habe mir nicht soviel Mühe mit ihm gemacht, um zu riskieren, dass er vielleicht doch noch abnippelt. Das kann er von mir aus tun, nachdem er mir mein Honorar gezahlt hat, aber nicht vorher.«

»Du denkst wohl auch nur ans Geld?«

»Du bist gut. Nur der Äther, mit dem ich ihn ruhiggestellt habe, damit ich seine gebrochenen Rippen versorgen konnte, und das Verbandsmaterial haben mich ein kleines Vermögen gekostet. Von meiner Zeit will ich gar nicht reden. Dazu kommen noch Kost und Logis, denn es dauert mindestens eine oder zwei Wochen, bis er wieder einigermaßen auf den Beinen ist. Und so dicke habe ich es nun auch wieder nicht.«

»Schon gut«, sagte Crown, nachdem sie inzwischen im Arbeitszimmer des Arztes saßen. »Du bist mir keine Honoraraufstellung schuldig. Erzähl mir lieber, was es mit dem Halbblut auf sich hat. Was ist so besonders an ihm?«

»Das wird aber unter Umständen eine ziemlich lange Ge-

schichte.«

»Das macht nichts, ich habe Zeit.«

Murphy sah einen Moment nachdenklich vor sich auf den Boden, als wären dort die Antworten auf die Fragen des Marshals zu finden, dann richtete er sich auf, straffte die Schultern und begann nach einem tiefen Seufzer zu erzählen.

»Sein Vater war Engländer, das schwarze Schaf einer altingesessenen Adelsfamilie, der wegen Spielschulden und diversen Liebschaften mit verheirateten Damen der vornehmen Londoner Gesellschaft das Land verlassen musste. Ansonsten wäre er, wie man heute weiß, unweigerlich im Kerker gelandet. Dabei verschlug es ihn irgendwann gegen Ende der vierziger Jahre hier in diese Gegend. Da Clifford, so hieß sein Vater, nichts gelernt hatte außer Karten spielen, schießen und reiten, verdingte er sich seinen Lebensunterhalt als Jäger und Pferdezüchter. Wie du weißt, gibt es in den Cap Rocks und auf dem Edwards Plateau auch heute noch einige Mustangs, bei denen es sich lohnt, sie einzufangen. Da die Kiowa diese Gegend damals als ihre Jagdgründe beanspruchten, blieb es nicht aus, dass er den Indianern immer wieder über den Weg lief. Keiner weiß, wie er es fertiggebracht hat, aber er handelte mit ihnen tatsächlich so eine Art persönlichen Friedensvertrag aus, der es ihm ermöglichte, in ihrem Gebiet Pferde einzufangen. Einige Jahre später, er war inzwischen zu einem gewissen Wohlstand gekommen, heiratete er die Tochter eines einflussreichen Kriegers. Kurz darauf kam Cliff, so heißt Kiowa-Jones eigentlich, zur Welt. Aber es war schon damals das gleiche Dilemma wie heute: Als Halbblut bist du ein Nichts. Sein Vater, der dies relativ schnell erkannte, schickte ihn des-

halb in den Osten und gab ein Vermögen aus, um ihm eine bestmögliche Ausbildung zu gewähren. Cliff war ein intelligenter Bursche und schloss seine Schule und seine Ausbildung zum Anwalt mit Auszeichnung ab. Aber selbst das befreite ihn nicht vom Makel eines Halbbluts. Na ja, der Rest der Geschichte ist dann schnell erzählt. Es dürfte jetzt so um die vier Jahre her sein, als Kicking Bird der Army noch einmal aufzeigte, was eine Harke ist, bevor er freiwillig in die Reservation ging. Als Cliff erfuhr, dass seine Eltern bei den Kampfhandlungen zwischen den Kiowa und den Soldaten aus Fort Richardson ums Leben gekommen waren, kehrte er wieder in den Westen zurück. Tja und seitdem macht er sich hier mit jedem Tag unbeliebter. Würde mich nicht wundern, wenn ihm demnächst mal jemand einen Denkartel verpasst.«

»Ist das der Grund für seine Verletzungen?«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Nein, das war kein Mensch. Hier waren Kräfte am Werk, die selbst ein Pecos Bill<sup>1</sup> nicht besitzt.«

Bevor Crown nach dem wirklichen Grund für die Verletzungen fragen konnte, wurde es auf der Mainstreet ungewöhnlich laut.

Den Geräuschen nach zu urteilen donnerte ein Fuhrwerk mit Höllentempo über die Straße, um dann kurz darauf irgendwo in der Nähe zum Stehen zu kommen. Das Klirren

---

<sup>1</sup> Pecos Bill ist eine texanische Sagengestalt mit übernatürlichen Kräften. Eine Mischung aus Rübezahl und Baron Münchhausen. So soll er der Legende nach sogar einen Tornado mit seinem Lasso eingefangen haben, um auf ihm zu reiten.

des Zaumzeugs und das Ächzen der Wagenräder waren kaum verstummt, als auch schon unzählige Stimmen auf der Straße laut wurden.

Der Marshal und der Arzt blickten sich einen Moment fragend an und eilten zur Haustür.

\*\*\*

Inzwischen wurde das Geschrei immer lauter.

Die beiden Männer hatten die Straße kaum betreten, als Crown auch schon den Ort des Aufruhrs ausgemacht hatte. Ohne sich weiter um Murphy zu kümmern, steuerte er zielstrebig auf das Gebäude der Viehzüchtervereinigung zu.

Vor dem zweistöckigen Haus der Canadian River Cattleman Association standen, schoben und drängten sich inzwischen mindestens ein Dutzend Männer um jenes Fuhrwerk herum, das offensichtlich für das ganze Aufsehen gesorgt hatte.

Der Mann auf dem Kutschbock, ein großer, hagerer Kerl, der nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien, war für ihn kein Unbekannter.

Er kannte Robert Hartley eigentlich als einen besonnenen, hart arbeitenden Mann, der sich im Lauf der Jahre durch die Arbeit seiner Hände eine kleine, aber feine Ranch am Unterlauf des Sweetwater Creeks aufgebaut hatte. Er und seine Familie galten als höfliche, ja fast zurückhaltende Menschen, deshalb wunderte es ihn, dass ausgerechnet er sich hier als Lautsprecher auftrat.

»... und deshalb sage ich euch«, wettete Hartley, indes Crown die aufgebrachte Menge erreichte, »wir müssen etwas unternehmen, bevor diese Bestie noch mehr Schaden

anrichtet! Und zwar sofort!«

»Was ist denn hier los?«, fragte Crown einen der Umstehenden. »So aufgeregt habe ich Hartley ja noch nie erlebt.«

»Das wäre ich auch, wenn mein Sohn heute Morgen gerade mal so dem Tod von der Schippe gesprungen wäre.«

»Was ist passiert?«, wollte Jim, der neugierig geworden war, wissen.

Der Mann, ebenfalls ein Rancher aus der nahen Umgebung, machte ein ernstes Gesicht, als er dem Marshal antwortete.

»Es gibt draußen am Canadian in letzter Zeit ziemlich viel Ärger. Irgendetwas geistert dort durch die Gegend, das unser Vieh regelrecht in Stücke reißt. Die Swinging Diamond hat es dabei besonders schlimm getroffen. Ich glaube, Forster hat in den letzten zwei Wochen fast ein Dutzend Rinder verloren.«

»Verdammt und warum erfahre ich erst jetzt davon?«

»Gegenfrage, was hätte das geändert? Seien Sie mir nicht böse, Crown, aber Sie sind nun mal nur Town Marshal, da draußen haben Sie keinerlei Amtsgewalt. Also haben wir die Sache dem Sheriff gemeldet.«

Obwohl Crown wusste, dass der Mann recht hatte, wurmte es ihn dennoch, dass man ihn nicht informiert hatte.

»Und was ist seither passiert?«

Der Mann, Jim glaubte sich zu erinnern, dass er Hank Norton hieß, zuckte mit den Schultern.

»Bisher nichts, aber das war mir schon von vornherein klar. Wellington kann schließlich nicht Tag und Nacht am Canadian hocken und warten, bis diese Bestie wieder zuschlägt. Er ist für das ganze County verantwortlich, und

wie Sie wissen, brennt es hier jeden Tag an einer anderen Ecke. Sind eben raue Zeiten.«

»Verstehe, aber um wieder auf Hartley zurückzukommen, was genau hat er damit zu tun?«

»Da die Hitze inzwischen das halbe Land ausgetrocknet hat, ist jeder von uns gezwungen, sein Vieh immer weitere Wege zu treiben, um es saufen zu lassen. Das ist für die großen Rancher kein Problem, sie haben ja genügend Cowboys, die diesen Job erledigen können. Aber für uns Drei-Kühe-Rancher, die hauptsächlich auf die Hilfe der einzelnen Familienmitglieder angewiesen sind, wird das immer schwieriger. Die Arbeit erledigt sich nicht von alleine, und jetzt auch noch jemanden abstellen, der nur damit beschäftigt ist, das Vieh zum Wasser zu bringen, ist nicht so einfach. Dadurch bleibt vieles unerledigt, was sich im Winter garantiert rächen wird. Jedenfalls war sein Sohn mit ihrer kleinen Herde am Canadian, um sie saufen zu lassen, als ein wilder Büffel auftauchte und erst ihn und dann den Zuchtbullen der Hartleys angriff. Obwohl Moses, so hieß ihr Bulle, ein ordentliches Kaliber war, hatte er nicht den Hauch einer Chance gegen das Teufelsvieh. Der Büffel schlitzte ihm den Bauch auf und stampfte ihn regelrecht in den Boden. Hartleys Junge hat nur überlebt, weil er in den Canadian gesprungen ist. Na ja, wenigstens wissen wir jetzt, wer die ganzen Rinder auf dem Gewissen hat.«

»Und was will die Viehzüchtervereinigung dagegen unternehmen?«

»Keine Ahnung«, sagte Norton. »Aber ich denke mal, dass es uns Anderson gleich erklären wird.« Dabei deutete er auf die weißhaarige Gestalt eines von Sattelarbeit gezeichneten Mannes, der inzwischen auf den Wagen von

Hartley gesprungen war und sich mit wild gestikulierenden Händen Gehör verschaffte.

»Ruhe! Ruhe verdammt noch mal! Solange hier jeder nur herumschreit, kommen wir zu keinem Ergebnis.«

Crown, der den drahtigen Vorsitzenden der Viehzüchtervereinigung schon seit Jahren kannte, grinste süffisant. Wenn es einer schaffte, die erregte Menge zu besänftigen, dann er.

»Dann lass mal hören, wie es weiter gehen soll!«, sagte einer der Umstehenden. »Solange der verrückte Bulle da draußen herumläuft, ist ja keiner mehr von uns seines Lebens sicher.«

Beifälliges Gemurmel wurde laut.

»So sehe ich das auch«, sagte ein anderer Mann. »Keine Frage, dieses verrückte Vieh gehört weg, und zwar so schnell wie möglich. Aber wer soll sich darum kümmern? Von uns kleinen Ranchern kann es sich jedenfalls keiner leisten, seinen Besitz für längere Zeit zu vernachlässigen. Wir haben genug mit der Dürre zu tun.«

Anderson nickte bedächtig. »Ich weiß, deshalb würde ich vorschlagen, dass wir aus unserem Fond, in den wir alle einzahlen, eine gewisse Summe entnehmen, sagen wir mal drei- oder vierhundert Dollar, und sie als Belohnung für diesen wilden Büffel aussetzen.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen unter den Männern.

Dann meldete sich Hartley wieder zu Wort. »Ist das nicht ein bisschen zu hoch gegriffen? Ich meine, diese Summe, von der wir da reden, ist immerhin das Jahresgehalt eines guten Cowboys.«

»Ich weiß«, rechtfertigte sich Anderson. »Aber nur mit

Speck fängt man Mäuse. Es wird ohnehin schwierig werden, jemanden auf die Schnelle zu finden, der für uns diesen Killer zur Strecke bringt. Ich wüsste jedenfalls aus dem Stegreif heraus niemanden.«

»Ich schon!«

\*\*\*

Die nachfolgende Stille, die daraufhin einsetzte, war so intensiv, dass man selbst das Geräusch einer fallenden Stecknadel gehört hätte.

Die Köpfe der Männer schwangen beim Klang der Stimme beinahe gleichzeitig zur Seite. Einen Moment lang wirkten alle erstaunt und regelrecht verblüfft.

Aber nur für einen Moment. Dann machten sich Wut und Empörung in ihren Gesichtern breit.

Wilde Flüche hallten über die Straße.

»Verdammt Jones, du hast uns gerade noch gefehlt!«, schnaubte einer der Anwesenden und schüttelte die Faust. »Sieh bloß zu, dass du Land gewinnst, sonst wird es dir genauso ergehen wie diesem Büffel, du verdammter Renegat!«

Die anderen nickten zustimmend.

Obwohl in den Gesichtern der Männer nichts als Ablehnung stand, schien Kiowa-Jones die Verachtung, die man ihm offenkundig entgegenbrachte, nicht im Geringsten zu stören.

Im Gegenteil, seine Antwort war ein spöttisches Lächeln.

»Hallo Carver«, sagte er zu dem Sprecher. »Woran mag es wohl liegen, dass ich von euch nichts anderes erwartet habe als solch dumme Sprüche, wie du sie gerade von dir

gegeben hast?«

Bevor der Angesprochene darauf etwas erwidern konnte, gab sich Kiowa-Jones die Antwort selber. »Ich sag es dir! Weil ich genau weiß, wie dumm, engstirnig und verbohrte ihr Kухtreiber seid!«

Ein Raunen ging durch die Menge.

»Was ist?«, wollte Jones wissen, dessen Lächeln noch um eine Spur breiter wurde, nachdem er bemerkt hatte, wie der Rancher mit hochrotem Kopf nach seinem Revolver langte. »Willst du mich jetzt erschießen, nur weil ich die Wahrheit sage?«

»Genug!«, sagte Anderson. Der Vorsitzende der Viehzüchtervereinigung war nicht besonders laut geworden, trotzdem lag etwas in seiner Stimme, das die Männer aufhorchen ließ.

»Carver!«, sagte er, während er den Rancher aus blitzenden Augen musterte. »Lass gefälligst deinen Colt stecken, bevor noch ein Unglück passiert.«

Dann, kaum dass er den Satz zu Ende gesprochen hatte, richtete sich sein Blick auf das Halbblut. »Und Sie, Jones, erzählen uns jetzt, was Ihr seltsamer Auftritt zu bedeuten hat. Danach verschwinden Sie wieder, aber schnell, sonst kann ich die Männer nicht mehr zurückhalten.«

Crown legte die Hand auf den Griff seines Revolvers und trat einen Schritt zur Seite. Die Spannung, die über der Straße lag, war beinahe greifbar.

»Zur Hölle«, zischte Doc Murphy, der inzwischen wieder zu dem Marshal aufgeschlossen hatte. »Dieses verdammte Halbblut scheint uns alle wieder einmal zu verarschen. Macht hier einen auf bewusstlos und lässt uns glauben, dass er schwer verletzt ist, aber kaum wendet man ihm den

Rücken zu, spaziert er gemütlich durch die Stadt, als wäre er kerngesund!«

»Na, so gesund sieht der aber nicht aus«, warf Crown ein.  
»Sie doch nur, wie er Mühe hat, aufrecht zu gehen.«

Bevor der Arzt dazu etwas sagen konnte, hob Kiowa-Jones die Hand. Jetzt konnte auch Murphy erkennen, dass es ihn unheimlich viel Kraft kosten musste, um auf die Frage von Anderson zu antworten. Sein Gesicht war schweißnass, seine Stimme brüchig, und obwohl er sich breitbeinig vor der Menge aufgebaut hatte, schwankte sein Oberkörper wie ein Schilfrohr im Wind hin und her.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Sie suchen jemanden, der für Sie diesen Renegaten erledigt, und ich bin der Mann dafür.«<sup>2</sup>

Anderson lächelte gequält, während ein paar der umstehenden Männer spöttisch zu lachen begannen.

»Vergessen Sie es, Jones! In Ihrem Zustand pustet Sie sogar mein Enkel aus den Stiefeln und der ist erst vier.«

Das Lachen der Menge wurde lauter.

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Bis sie jemanden finden, vergeht mindestens eine Woche. Ich will nur drei Tage, weil ich das Land wie meine Hosentasche kenne. Also, was haben Sie zu verlieren?«

---

<sup>2</sup> Renegat wurde in der Cowboysprache ein Büffel oder Longhornstier genannt, den zahlreiche Niederlagen gegen Rivalen in der Brunftzeit dazu veranlasst hatten, sich von der Herde abzusondern und ein Einzelgängerdasein zu führen. Solche Renegaten, auch Outlaws genannt, griffen unerwartet Rinder, Kälber oder Jungtiere an, ja sogar Männer und Pferde und töteten sie durch gewaltige Stöße mit ihren Hörnern oder zertrampelten sie bis zur Unkenntlichkeit. Sie wurden abgeschossen, wo immer man sie antraf.

»Nennen Sie mir einen Grund, warum Sie so scharf auf den Job sind.«

»Es gibt sogar zwei. Erstens brauche ich das Geld, weil ich sonst meine Arztrechnung nicht bezahlen kann, und zweitens, und das ist der eigentliche Grund, hat noch nie jemand Clifford Hartleys Sohn ungestraft ein paar Rippen gebrochen und ihn beinahe umgebracht.«

Neugierig musterte Anderson das Halbblut. »Soll das heißen, dass Sie diesem Biest schon einmal begegnet sind?«

»So ist es und glauben Sie mir, das Treffen verlief alles andere als harmonisch. Also, wie sieht es aus, bekomme ich eine Chance?«

Während Anderson noch zu überlegen schien, meldete sich Carver zu Wort. »Lass ihn doch«, sagte der Mann, dessen Gesichtsausdruck aufzeigte, dass er aus seiner Abneigung gegen Jones keinen Hehl machte. »Vielleicht erledigt sich danach das Thema Renegaten ja von ganz alleine.«

Das Lachen, das Carver danach folgen ließ, hätte verachtender nicht sein können.

\*\*\*

Frühnebel schob sich durch die Niederungen des Canadian Rivers. Obwohl die Luft am Fluss in dieser Stunde zwischen weichender Nacht und dem ersten Licht der Sonne noch ungemütlich und klamm war, hatte Kiowa-Jones dennoch das Gefühl, förmlich zu glühen. Schweißperlen überzogen sein Gesicht wie ein glitzerndes Netz, das Blut in seinen Adern schien zu kochen und sein ausgezehrter Körper wurde ständig von Fieberschauern geschüttelt.

*Verdammt, dachte Jones, dieser Quacksalber in Rath City hat-*

*te wohl doch recht, als er mir prophezeite, dass ich in meinem Zustand keine zwei Tage in der Wildnis überleben würde.* Aber darauf konnte er jetzt keine Rücksicht mehr nehmen.

Er brauchte das Geld und das nicht nur wegen der Arztrechnung. Auch der Vorwand, dass er mit dem Bullen noch eine Rechnung offen hatte, entsprach nur zum Teil der Wahrheit.

Der Hauptgrund waren seine Herkunft und seine Zukunft.

Ohne das Geld würde er immer ein Halbblut bleiben, ein rechthaberischer Quertreiber und Renegat, mit dem niemand etwas zu tun haben wollte.

Als Anwalt hingegen respektierten ihn die Menschen, aber um sich als solcher niederzulassen, benötigte er Geld. Geld, das er nicht besaß, denn sein ganzes Vermögen bestand nur noch aus seinem Wissen. Seine Eltern waren tot und ihr Landbesitz in der Reservation aufgegangen. Da dieser nur durch Verträge mit den Indianern zustande gekommen war, galt er für die Regierung als nicht existent.

Jones hatte die Wahl, sein zukünftiges Dasein entweder als besserwissender Gelegenheitsarbeiter zu fristen oder aber sich als Anwalt selbstständig zumachen. Aber genau dazu benötigte er die ausgelobte Belohnung des Viehzüchterverbands.

Und er benötigte sie schnell.

Jones war Realist genug, um zu wissen, dass er so schnell nie mehr zu so viel Geld kommen würde, genauso wie viele andere auch. Ihm war klar, dass es spätestens in einer Woche hier nur so von Jägern wimmelte, die alle liebend gerne die Prämie einstreichen wollten.

Dem musste er unbedingt zuvorkommen, denn dann war

er nur noch einer unter vielen und zudem noch gesundheitlich angeschlagen.

Er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und verlagerte sein Gewicht, um in Bewegung zu bleiben. Die Haltung, in der er in seiner Deckung kauerte, war relativ unnatürlich und ein eingeschlafener Fuß oder Arm war so ziemlich das Letzte, was er im Moment gebrauchen konnte. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er auf den Fluss, suchte immer wieder die Uferböschung ab.

Aber von dem Bullen war noch nichts zu sehen.

Stöhnend leckte sich Jones mit der Zunge über seine aufgesprungenen Lippen.

Er hatte Durst, großen Durst, aber es war einfach zu riskant, jetzt nach der Wasserflasche zu greifen, obwohl sie direkt neben ihm am Boden lag. Zu dieser Stunde musste er jeden Moment damit rechnen, dass der Bulle an den Fluss kam, um zu saufen.

Und tatsächlich, gerade als er dabei war, alle Vorsicht außer Acht zu lassen und doch nach der Wasserflasche zu greifen, kam er auch schon.

Vorsichtig kam er auf das Ufer zu.

Immer wieder drehte er den Kopf wachsam zur Seite und schnüffelte prüfend in die Morgendämmerung.

Jones presste die Hände so fest um den Griff seines Gewehres, dass die Knöchel seiner Finger weiß unter der kupferfarbenen Haut hervorschimmerten.

Er fixierte den Büffel, spannte den Abzug und holte noch einmal tief Luft.

Während er die Hälfte der eingeatmeten Luft wieder ausstieß, krümmte er gleichzeitig den Finger. Die dumpfe Schussdetonation hallte grummelnd über das Land.

Jones verzog schmerzhaft das Gesicht.

Er hatte das Gefühl, als hätte ihm der Rückschlag der schweren Waffe die Schulter gebrochen. Trotzdem starrte er wie gebannt auf die Wirkung seines Schusses.

Die Wucht des Kugeleinschlages ließ den Bullen taumeln. Blut strömte aus Mund und Nase.

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als würde der Büffel in die Knie gehen.

Aber nur für einen Moment.

Dann schüttelte sich der Koloss und rannte brüllend davon.

Was zum Teufel ...?

War diese Bestie gar kugelfest?

Jones sprang auf, nahm das Gewehr in beide Hände und rannte am Flussufer entlang.

Er hatte sein Pferd absichtlich ein Stück weit von seinem Posten angebunden. Der Büffel hatte eine feine Nase und er konnte es nicht riskieren, dass er Witterung von seinem Pferd aufnahm.

Obwohl der Büffel inzwischen mindestens eine halbe Meile Vorsprung hatte, konnte er deutlich sehen, wie geschwächt das Tier war.

Jones nickte zufrieden. Er wusste, dass der Büffel ihm nicht mehr entkommen konnte.

\*\*\*

Fluchend lenkte Leroy Carver seinen einspännigen Kastenwagen durch das hügelige Land. Eigentlich war er gestern nur in die Stadt gekommen, um an der Versammlung teilzunehmen, die der Viehzüchterverband aufgrund des Trei-

bens des Renegatenbullen einberufen hatte.

Dann kam die Sache mit Hartley und der Auftritt von Jones, diesem verdammten Halbblut, der ständig alles besser wusste, und ehe er sich versah, saßen er und einige andere Rancher im Golden Palace Saloon und redeten sich stundenlang die Köpfe heiß.

Über Jones, über die Prämie und über Gott und die Welt.

Das Ende vom Lied waren eine lange Nacht mit zu viel Whisky, zu wenig Schlaf in einem der viel zu harten Betten des Drover Cottage und ein gehöriger Brummschädel.

Dies alles zusammen mit dem stetigen Rumpeln des Kastenvagens und dem harten, ungefederten Wagenbock machten den Heimweg alles andere als zu einem Vergnügen. Carver ahnte zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht, dass alles noch viel schlimmer kommen würde.

Sein Weg führte ihn quer durch das Hügelland auf den Canadian River zu. Es dauerte fast eine Stunde, bis er den ausgefahrenen Karrenweg erreichte, der schnurgerade auf seine Ranch zuführte. Erst danach besserte sich seine Laune etwas.

Das letzte Stück des Weges kannte das Pferd blind.

Der Rancher gab die Zügel frei, lehnte sich zurück und begann zu dösen.

Von nun an musste er sich um nichts mehr kümmern, das Tier kannte den Weg in seinen Stall. Schon bald sorgte das stetige Schaukeln des Wagens dafür, dass Carver sanft einschlummerte.

Aber nur für eine halbe Stunde.

Dann begann das Kutschpferd plötzlich zu scheuen.

Der hochbeinige Wallach stieg wiehernd auf die Hinterbeine und schlug wild mit den Vorderhufen. Der Wagen

begann zu schlingern und Carver schreckte hoch. Noch bevor er wusste, was geschehen war, bemerkte er rechts von sich einen riesigen Schatten, der sich mit rasender Geschwindigkeit näherte.

*Der Büffel!*, durchzuckte es Carver noch, dann war die Bestie auch schon heran und donnerte mit voller Wucht gegen die Ladebordwand über dem Hinterrad. Der kleine Ranchwagen wurde hochgehoben und Carver stürzte vom Wagenbock. Der Aufprall trieb ihm fast alle Luft aus den Lungen. Benommen wälzte er sich zur Seite und versuchte aufzustehen, als er den rasenden Bullen erneut auf sich zukommen sah.

Carver stöhnte.

*Das ist das Ende*, dachte er. Ein Zittern durchlief den Körper des hageren Ranchers. Er machte sich nichts vor, es gab keine Chance zu entkommen. Sein Körper verkrampfte sich in der Erwartung des Zusammenstoßes mit dem Büffel, sein letzter Gedanke galt seiner Frau, dann schloss er die Augen und erwartete das Unvermeidliche.

Aber zu seinem Erstaunen passierte nichts, stattdessen krachte ein Schuss.

Danach herrschte sekundenlang eine eigentümliche Stille.

Es dauerte geraume Zeit, bis Carver, nachdem er die Augen wieder geöffnet hatte, registrierte, dass weder ein neuer Angriff des Büffels erfolgte, noch dass der Schuss ihm geglückt hatte. Stattdessen sah er einen Reiter auf sich zukommen, der seltsam gekrümmt im Sattel saß.

»Jones!«, sagte er erstaunt und lächelte gequält, nachdem er den Reiter erkannt hatte. »Was zum Teufel ...«

Das Halbblut winkte ab. »Spar dir deine Worte. Mir gefällt die Tatsache, dass ich ausgerechnet dir den Arsch ge-

rettet habe, wahrscheinlich genauso wenig wie dir das Wissen, dass du nun auf ewig einem gottverdammten Indianerhalbblut und Renegaten dankbar sein musst, noch am Leben zu sein. Aber soll ich dir was sagen? Auch wenn du ein Scheißkerl bist, bist du trotzdem ein Mensch, der Hilfe benötigt hat.«

\*\*\*

Der Versammlungsraum der Canadian River Cattleman Association platzte fast aus allen Nähten, dennoch drängten immer noch Leute herein.

Drinnen herrschte ein unbeschreiblicher Lärm.

Der ganze Saal war erfüllt von Gesprächen, Gelächter und Gläserklirren.

Das Stimmengewirr ließ erst nach, als sich Richard Anderson nach vorne drängte. Applaus brandete auf, der aber sofort wieder verstummte, als der Vorsitzende der Viehzüchtervereinigung die Hand hob.

»Wie ihr alle wisst, bin ich kein Freund großer Worte, also fasse ich mich auch diesmal kurz. Ich glaube, ich spreche wohl im Sinne aller Anwesenden, wenn ich Cliff Jones zu seinem Fangschuss gratuliere, mit dem er uns von diesem Killerbüffel erlöst hat.«

Ein Raunen ging durch den Saal.

Crown, der unmittelbar neben dem Eingang stand, runzelte nachdenklich die Stirn.

Den skeptischen Blicken nach zu urteilen, die manche Rancher dem Halbblut zuwarfen, war offensichtlich nicht jeder mit Andersons Worten einverstanden.

Eine seltsame Stimmung aus Skepsis und Argwohn lag

deshalb in der Luft. Auch Anderson schien dies zu spüren. Sein Lächeln, mit dem er die Anwesenden bedachte, wirkte darum seltsam gequält. Aber bevor er versuchen konnte, die Situation zu entschärfen, meldete sich Leroy Carver zu Wort, jener Rancher, der sich vor Tagen verachtend über Jones geäußert hatte.

»Weißt du was, Jones?«, sagte er gedehnt.

Crown sah, wie fast jeder im Raum plötzlich den Atem anhielt.

»In meinen Augen bist du immer noch dasselbe arrogante und besserwissende Arschloch wie vor deinem finalen Schuss auf den Büffel.«

Carver hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als das Klirren der Gläser verstummte und jegliche Unterhaltung wie abgeschnitten wirkte.

Die nachfolgende Stille wirkte geradezu gespenstisch.

»Aber soll ich dir was sagen? Mir würde was fehlen, wenn es dich nicht mehr geben würde.

Denn ohne dich wäre ich wahrscheinlich heute nicht hier. Danke! Ich hoffe, du nimmst meine Entschuldigung an.«

Jones, auf den sich inzwischen alle Augen gerichtet hatten, nickte bedächtig.

»Aber nur, wenn du nichts dagegen hast, dass dich ein verdammtes Halbblut ab sofort seinen besten Freund nennt.«

»Darauf sollten wir anstoßen«, sagte Carver. Was er sonst noch sagen wollte, ging im frenetischen Applaus der Anwesenden unter, als er und Jones sich die Hände reichten.

Crown wusste nicht, was zwischen den beiden draußen in der Wildnis vorgefallen war. Er wollte es auch nicht wissen, ihm genügte, dass zwischen ihnen alles klar war. Er

zog sich den Hut in die Stirn, drehte sich um und mühte sich durch die Menge, um wieder in sein Büro zurückzukehren.

Leroy Carver mochte zwar ein Arschloch sein, wie es im Buche stand, aber das, was er gerade eben von sich gegeben hatte, verlangte mehr als Respekt.

*Eigentlich, dachte Crown, während er die Mainstreet überquerte und auf sein Büro zusteuerte, hätte ich es nicht besser treffen können, als in Rath City den Stern anzunehmen. Die Menschen in diesem County wachsen mir trotz aller Widrigkeiten, mit denen ich tagtäglich zu kämpfen habe, immer mehr ans Herz.*

ENDE

Aufgepasst, Freunde von Marshal Crown!

Der Jubiläumsband 25 steht an. Er endet mit einem großen Knall.

Einiges wird sich ändern, einiges bleibt bestehen, aber es wird nicht mehr so sein wie früher.

Spannend bleibt es aber auf jeden Fall.

Also unbedingt reinlesen, wenn es in Band 25 heißt:

*Fahr zur Hölle, Marshal Crown!*